

Kapitel 4

Der Preis der Freiheit

Die drei Leben des IRA-Freiwilligen Tommy McKearney

Seine drei Brüder starben während der Troubles: Der erste wurde von der eigenen Bombe zerrissen, der zweite verblutete im Kugelhagel der britischen Armee, den dritten töteten protestantische Killer. Er selbst verbrachte fast die Hälfte seines Lebens im Untergrund und in Gefängnissen, wo er misshandelt und als Verbrecher abgestempelt wurde. Den ersten großen Hungerstreik 1980 überlebte er nur knapp, und am Ende seiner langen Haft stand er dann plötzlich alleine da – weil er es wagte, den Kurs der Bewegung zu kritisieren, für die er alles riskiert hatte. Tommy McKearneys Geschichte ist die Geschichte einer Generation, die viel gewagt und viel verloren hat: die Zuversicht, die FreundInnen, die Angehörigen, das eigene Leben. Aber nur wenige hat die Wucht der Gewalt, die sie mit entfesselten, so hart getroffen wie die McKearneys. Und doch schwingt keine Erbitterung mit, wenn der heute 47-Jährige sein Leben schildert. Wie er so dasitzt und Bilanz zieht im Wohnzimmer seines kleinen neuen Hauses – man möchte kaum glauben, dass so vieles in so wenige Jahre passt und dass er all das wirklich auch selbst erlebt hat. So emotionslos berichtet er, so ernsthaft analysiert er, und so sorgfältig entwickelt er seine Argumente. Er hat viel nachgedacht, das schafft Distanz.

Aber Tommy McKearney hat auch Glück gehabt. Das Glück heißt Patricia. Ihr war er erstmals Anfang der siebziger Jahre begegnet, auf einer seiner vielen Fluchten in die Republik Irland, dort lernten sie sich kennen, und später hat sie ihn dann im Gefängnis besucht. Als er 1993 entlassen wurde, stand sie vor der Tür. Er zog zu ihr nach Monaghan, jener Grafschaft der Republik Irland, die wie ein Keil nach Nordirland hineinragt. Patricias Schwester Margaret schenkte den beiden ein Baugrundstück und etwas Geld zur Hochzeit, dann bauten sie in viel Eigenarbeit das kleine Haus am Rand von Monaghan-Town. Wenn Tommy McKearney von den letzten Jahren erzählt, lachen seine Augen. In Monaghan fühlt er sich wohl und einigermaßen sicher. Hier ist er einfach Patricias Mann und kein »IRA-Terrorist« wie ein paar Kilometer weiter nördlich. Doch den unsteten Blick und die leicht angespannte Haltung – ein Merkmal vieler ehemaliger Gefangener und Flüchtlinge – hat McKearney nicht ablegen können. In den ersten Jahren nach seinem Einzug ist hin und wieder die Polizei vorbeigekommen, um das Haus zu durchsuchen; heute, so vermutet er, wird nur noch sein Telefon abgehört.

Der Weg in die IRA

Tommy McKearney wurde 1953 im nordirischen Moy (Grafschaft Tyrone) geboren und wuchs in einer republikanischen Familie auf – beide Großväter waren Mitglieder der IRA gewesen, beide hatten einst im irischen Bürgerkrieg gekämpft (einer war auch in Spanien, um die Republik gegen Francos Faschisten zu verteidigen). Als sich Ende der sechziger Jahre die Bürgerrechtsbewegung formierte und Gleichheit und Gerechtigkeit forderte, war Tommy fünfzehn, alt genug also, um mitzubekommen, wie die BürgerrechtlerInnen von den Unionisten und deren Polizei zusammengeschlagen wurden. Der erste Bürgerrechtsmarsch von Coalisland nach Dungannon fand August 1968 in der Nähe seines Heimatortes statt und war über Wochen hinweg Dorfgespräch.

Ein Jahr später – in Belfast gingen gerade nationalistische Straßenzüge in Flammen auf – zog einer der Großväter nach Moy. Er erzählte von früheren Kämpfen und erklärte seinen Enkeln, was in Nordirland gerade vor sich ging. Tommy und seine Geschwister hörten gebannt den tollen IRA-Geschichten zu, die der alte Mann so gut zu schildern wusste, und waren tief beeindruckt, dass es da eine Kraft gab, die den Mächtigen Paroli bot. Auch die Eltern hatten als RepublikanerInnen nichts gegen den Kampf der IRA einzuwenden, Hauptsache, ihre Kinder blieben den Troubles fern. Eine vergebliche Hoffnung.

Denn dann kam der 9. August 1971, ein Tag, der Tommys Leben veränderte. An diesem Tag brachte der Postbote die schriftliche Nachricht über Tommys Abschneiden bei der Abschlussprüfung; gleichzeitig informierte ihn sein Vater (der Dorfmetzger von Moy) über die neueste Schandtat der unionistischen Regierung: Die Internierung hatte gerade begonnen. Die Prüfung war nicht so gut ausgefallen wie erhofft, aber die Nachricht von den Internierungen verschlug ihm die Sprache. Und so beschloss Tommy McKearney, dass die Berufsausbildung erst einmal warten sollte.

Mit dem Zeugnis konnte er vielleicht Lehrer werden, viel mehr Möglichkeiten boten sich einem katholischen Jungen in Tyrone damals nicht. »Aber das war nicht wichtig damals«, sagt er, »man konnte ja überall einen Job finden, wenn nicht hier, dann in London, New York oder Sydney. In jener Zeit schien alles möglich: In Vietnam besiegte der Vietcong gerade die größte Militärmacht der Welt, alles veränderte sich.« Wozu also vorausplanen? Seine Eltern waren natürlich dagegen, er beschloss dennoch, der IRA beizutreten. »Es sollte ja nicht für lange sein«, sagt er, und seine Mutter habe das dann auch akzeptiert. »Wir glaubten wirklich, dass wir die Briten besiegen könnten. Und wir dachten, das würde nur ein paar Jahre dauern.« Danach, so seine Hoffnung, konnte das Leben weitergehen. Er war ja noch jung, gerade erst achtzehn Jahre alt. Es dauerte eine Weile, bis diese Hoffnung schwand.

Über sein »Engagement« in der republikanischen Bewegung will er nicht viel erzählen, schließlich könne seine Entlassung aus dem Gefängnis jederzeit und ohne Angabe von Gründen widerrufen werden. Es ist jedoch anzunehmen, dass er vor allem in seiner Region operierte, in den Grafschaften Tyrone, Armagh, Monaghan und Fermanagh. Tyrone ist seit langem Rebellenland, schon während des Unabhängigkeitskrieges in den zwanziger Jahren hatten militante RepublikanerInnen hier eine starke Basis. »Die Handwerker mit ihrem Selbstbewusstsein, die Kleinbauern mit ihrem traditionellen Hang zum Anarchismus und die materielle Not: Das hat dazu geführt, dass die republikanische Bewegung hier immer sehr stark war«, sagt McKearney. Oppositionelle hatten hier immer gute Chancen: Im Tyroner Unterhauswahlkreis Mid-Ulster gewann 1969 die Bürgerrechtlerin Bernadette Devlin eine Nachwahl, im Wahlkreis Fermanagh/South Tyrone stimmte 1981 eine Mehrheit für Bobby Sands (der sich gerade im Hungerstreik befand und kurz danach starb), und seit 1997 repräsentiert der frühere IRA-Kommandant Martin McGuinness die Bevölkerung von Mid-Ulster im House of Commons. Dieses Umfeld gab auch McKearney Bewegungsfreiheit.

1972 musste er untertauchen. »Die Polizei kam zu meinen Eltern und nahm aus Versehen meinen jüngeren Bruder Pádraig mit. Da wusste ich: Sie sind hinter mir her. Unterzutauchen war relativ einfach. Hier sympathisieren viele mit der republikanischen Bewegung, auch nationalistische Familien halfen einem weiter.« Die seien zwar nicht immer einverstanden gewesen mit dem bewaffneten Kampf, aber verraten hätten sie einen nie. Tommy McKearney fand überall Unterschlupf, aber das Leben war hart. »Du durftest nie etwas bei dir tragen, keine Zahnbürste, keinen Rasierpinsel, keine zweite Unterhose. Das wäre bei Kontrollen zu auffällig gewesen.« Damals war die Überwachung allerdings noch nicht so ausgefeilt wie heute, vor allem besaßen die Truppen kein aktuelles Foto des IRA-Freiwilligen McKearney (das letzte stammte aus der Schulzeit und zeigte ihn als Vierzehnjährigen). Mit gefälschten

Papieren oder guten Ausreden kam er durch alle Sperren. »Wichtig war, dass wir nie zu viert in einem Auto saßen und dass die Soldaten unsere Hände nicht sahen. Wir gaben uns als Bauarbeiter aus, hatten aber die Hände von Scharfschützen.«

Hoffnung auf den schnellen Sieg

An 1972 kann sich Tommy McKearney noch gut erinnern – es war das Jahr des »Blutsonntags« von Derry, des »Blutfreitags« von Belfast und das Jahr der Auflösung der nordirischen Regierung durch London und des ersten Waffenstillstands (der aber nur zwei Wochen hielt). In diesem Jahr stand die IRA bereits in der dritten Phase ihres Kampfes. Hatte sie sich in der ersten Phase (1970) noch auf die Verteidigung der nationalistischen Viertel von Nordirland konzentriert, so war 1971 die Phase der Vergeltung, in der Polizei, Armee und Kaufhäuser zu »legitimen Zielen« erklärt wurden. In der dritten Phase nun gingen die RepublikanerInnen, in der Hoffnung auf ein schnelles Ende, auf allen Ebenen in die Offensive. »Victory 72« hieß die Parole – Sieg im Jahr 1972. Optimismus herrschte auch noch im folgenden Jahr (»Victory 73«) und im nächsten (»Victory 74«). Doch das Konzept des kurzen Krieges ging nicht auf. »Wir hatten die Briten einfach unterschätzt«, sagt Tommy McKearney. »Wir dachten, wenn wir nur genügend Soldaten in Leichensäcken zurückschicken, würde die britische Öffentlichkeit meutern – so wie sich die Bevölkerung in den Staaten gerade dem Vietnamkrieg widersetzte. Aber der Aufschrei blieb aus.« Der nordirische Krieg trat in Britannien nur selten ins öffentliche Bewusstsein, und außerdem handelte es sich – anders als in den USA – nicht um Wehrpflichtige, die da tot zurückgeschickt wurden, sondern um Mitglieder einer Berufsarmee.

Tommy McKearney lebte das harte Leben eines IRA-Mitglieds »on the run«. Im Untergrund zu agieren bedeutete für die älteren Freiwilligen das Ende ihres bisherigen Lebens: Sie sahen kaum noch Frau und Kinder, verloren ihren Job oder ihr kleines Geschäft, häuften oft Schulden an und konnten ihren Familien nichts bieten – nicht einmal die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Auch die Jüngeren lebten ein einsames Leben; neue Beziehungen zu knüpfen, Freund oder Freundin zu finden, war kaum möglich. Der Kampf im Untergrund führte entweder auf den Friedhof oder ins Gefängnis, anderes erwartete die Freiwilligen nicht. Die dritte Möglichkeit – eine mit einem Waffenstillstand verbundene Amnestie – stand damals noch nicht auf der Tagesordnung.

Nach seinen »Aktionen« haute Tommy McKearney manchmal über die Grenze in den Süden ab, wo er meistens ein bisschen Ruhe fand. Jedoch nicht immer: 1974 verurteilte ein irisches Gericht Tommy McKearney wegen IRA-Mitgliedschaft zu einem Jahr Haft, den drei Richtern genügte die Vermutung eines Polizisten, dass McKearney IRA-Mitglied sei. Er saß neun Monate im Gefängnis Portlaoise – »in relativer Sicherheit«, wie er sagt, weil damals die Republik Irland politisch Verfolgte noch nicht an die Behörden des Vereinigten Königreichs auslieferte.

Ebenfalls im Jahre 1974 parkten Tommys Bruder Seán und dessen Kollege Eugene Martin ein Auto vor einer Tankstelle bei Dungannon in der Grafschaft Tyrone. Die IRA verfolgte immer noch ihre Strategie der allgemeinen Zerstörung, um die Kosten des Konflikts für die britische Regierung so hoch wie möglich zu treiben. Irgendwann würden dem Staat schon die Mittel für die Entschädigungsleistungen ausgehen – eine Rechnung, die allerdings nicht aufging. Die Bombe, die die beiden IRA-Männer an die Tankstelle transportiert hatten, explodierte zu früh; Seán war gerade neunzehn Jahre alt.

In drei Stunden lebenslänglich

Nach McKearneys Freilassung aus Portlaoise intensivierte die britische Armee ihre Suche nach ihm, das Netz zog sich langsam zu. Die Geheimdienste der britischen Armee und der nordirischen Polizei arbeiteten immer effizienter. Zudem bot die offene Brigadestruktur der IRA mit ihren großen Bataillonen und Kompanien Spitzeln viel Einblick. Der Anfang 1975 ausgehandelte Waffenstillstand (er hielt ein knappes halbes Jahr) erlaubte den Geheimdienstlern ruhige Recherchen. Die IRA-Führung reagierte erst zu Beginn des Jahres 1977 auf die wachsende Zahl undichter Stellen in der Organisation und stellte ihre »aktiven Dienststeinheiten« auf kleine Zellen um. Dank dieser Neustrukturierung lernte nicht jedes Mitglied gleich den halben Verein kennen, sondern nur noch die vier oder fünf Mitglieder der jeweiligen Zelle und vielleicht einen Verbindungsoffizier.

Für Tommy McKearney kam die Reorganisation zu spät. Er wurde im Oktober 1977 in einem angeblich sicheren Haus eines »Freundes« geschnappt und von dort ins zentrale RUC-Zentrum von Castlereagh (Belfast) geschafft und der üblichen Behandlung unterzogen. Fragen, Schläge, Hungern, Schlafentzug, noch mehr Fragen, noch mehr Schläge. Sie verdrehten ihm die Handgelenke, bis er ohnmächtig wurde; sie stülpten einen Müllsack über seinen Kopf, bis ihm die Luft wegblieb, und prügeln auf ihn ein. Misshandlungen bildeten einen festen Bestandteil des Verhörs. Da selten Zeugenaussagen vorlagen, waren die Ankläger auf die Geständnisse der Verdächtigten angewiesen – oder auf Kronzeugen, die ebenfalls prügeln gewonnen wurden. In McKearneys Fall waren die Schikanen noch übler ausgefallen als gewöhnlich, jedenfalls war der Polizeiarzt, der ihn nach sieben Tagen »Verhör« untersuchte, so schockiert, dass er zwei spektakuläre Schritte unternahm: Er wandte sich an die Öffentlichkeit und quittierte den Dienst. »Seine Beschwerde verhallte erst ungehört«, erinnert sich McKearney, »aber dann wurde doch eine Untersuchung anberaumt. Und plötzlich ging alles ganz schnell.« Sein Fall wurde auf das Fließband der nordirischen Justiz gelegt; und da die Behörden ihn aus dem Weg haben wollten – ein misshandelter Untersuchungsgefangener konnte ihnen mehr Unannehmlichkeiten bereiten als ein misshandelter, aber rechtskräftig verurteilter Häftling –, kam es ruckzuck zum Prozess, und ebenso schnell war das Urteil gesprochen: Nach nur dreistündiger Verhandlungsdauer wurde McKearney wegen Mordes an einem Postboten, der in seiner Freizeit der Armee diente, zu lebenslanger Haft verurteilt. Als Entscheidungsgrundlage diente das Protokoll eines »Geständnisses« während seines Verhörs.

Zu jener Zeit lief das Fließband der nordirischen Justiz wie geschmiert: Die im Vereinigten Königreich üblichen Geschworenen waren in Nordirland im Zuge der Justizreform von 1973 abgeschafft worden; die Kronzeugenregelung produzierte jede Menge dubioser Aussagen, wer vor Gericht kam, wurde auch verurteilt. Innerhalb kurzer Zeit saßen mehr RepublikanerInnen im Gefängnis, als draußen aktiv waren.

Für die Aburteilung der republikanischen Gefangenen waren aufgrund von Sondergesetzen Sondergerichte zuständig; sie galten als politische Häftlinge, bis ihnen 1976 die damalige Labour-Regierung diesen Sonderstatus entzog. Tommy McKearney war demnach ein einfacher Verbrecher, als er 1978 ins britische Hochsicherheitsgefängnis Long Kesh im Westen von Belfast überführt wurde. Wie viele andere Mithäftlinge weigerte er sich jedoch, diese Entscheidung anzuerkennen. Er lehnte es ab, Sträflingskleidung anzuziehen, und so blieb ihm – wie seinen Kampfgefährten – als einziges Kleidungsstück eine Decke.

Vom Deckenprotest zum Hungerstreik

Der Deckenprotest weitete sich rasch aus; alle RepublikanerInnen, die nach August 1976 verurteilt wurden, beteiligten sich daran. Doch der Erfolg blieb aus. Die Forderung nach Wiederzuerkennung des Sonderstatus als politische Gefangene wurde außerhalb der Gefängnisse kaum wahrgenommen, auch die nationalistische Bevölkerung interessierte sich nur mäßig für den Kampf der Häftlinge. Die Hoffnung auf eine schnelle Beendigung des Kriegs war draußen lange schon verfliegen, alles sah eher nach einem Schrecken ohne Ende aus. Das vermochte nicht viele zu mobilisieren – selbst dann nicht, als die Gefangenen den Protest verstärkten und ihren »Schmutzstreik« begannen. Diese Aktionsform – die Häftlinge wuschen sich nicht mehr und beschmierten die Zellenwände mit ihren Exkrementen – war auch eine Reaktion auf das Vorgehen vieler Wärter, die nicht nur ständig prügelten, sondern mitunter Toilettenkübel auf den Matratzen ausleerten, um den Widerstand der RepublikanerInnen zu brechen (ein Teil der fast durchwegs protestantischen Wärter beging solche Schweinereien mit Leidenschaft; zwei Dutzend von ihnen wurden dafür von der IRA getötet).

Die Apathie der nationalistischen Bevölkerung schwand erst, als einige unabhängige Linke aus dem Umfeld von People's Democracy zusammen mit RepublikanerInnen die so genannten H-Block-Komitees gründeten (benannt nach den acht H-förmigen Gefängnisblocks in Long Kesh) und Informationsveranstaltungen, Podiumsdiskussionen und Kundgebungen organisierten. Die britische Regierung, ab 1979 unter Margaret Thatcher, blieb davon jedoch unbeeindruckt. Ende Oktober 1980 beschlossen die republikanischen Gefangenen, für ihre grundlegenden Forderungen in den Hungerstreik zu treten: Sie verlangten, wieder eigene Kleidung tragen zu dürfen, die Abschaffung der Häftlingsarbeit, freie Zusammenkünfte mit den Mitgefangenen, einen normalen Besuchs-, Brief- und Paketverkehr und die Wiederherstellung des früher üblichen Straßerlasses (vor dem Deckenprotest galt eine Strafe nach der halben Haftzeit als verbüßt, danach musste man mindestens zwei Drittel der Zeit absitzen). Die Häftlinge hatten sieben Männer für den Hungerstreik bestimmt: sechs IRA-Häftlinge standen stellvertretend für die sechs Grafschaften Nordirlands, der siebte Mann war Mitglied der kleinen republikanischen Irish National Liberation Army (INLA). Repräsentant der Grafschaft Tyrone war Tommy McKearney.

Der Hungerstreik dauerte dreiundfünfzig Tage. Nach fünfzig Tagen, die Hungerstreikenden hatten die schlimmsten Schmerzen bereits hinter sich, begann die kritische Phase, das Augenlicht und die inneren Organe drohten zu versagen. Da signalisierte ein Vertreter der britischen Regierung plötzlich ein Einlenken. Die Gefangenen beendeten ihre Aktion, für einige (darunter McKearney, der sich bereits im Delirium befand) bedeutete das Rettung in letzter Minute. Auch draußen wurde Entwarnung gegeben, denn in ganz Tyrone hatten Menschen Geld für die Fahrt nach Long Kesh gesammelt: Sie wollten das Gefängnis stürmen, um die Hungerstreikenden zu unterstützen. Aus Tyrone stirbt uns dort keiner, hieß die Parole.

Doch die britischen Behörden hatten sie gelinkt, sie akzeptierten keine einzige Forderung. Die Gefangenen waren verbittert, einige diskutierten einen neuen Hungerstreik. Die Teilnehmer des ersten Streiks kamen für den zweiten nicht in Frage – es mussten gesunde Kerle antreten, denn die Auseinandersetzung mit Thatcher würde zäh werden, das wussten sie von Anbeginn. Und so entschieden sie sich für eine Stafette: Ein Mann sollte beginnen, im Falle seines Todes sollte der nächste den Hungerstreik aufnehmen. Bobby Sands, der während des vorangegangenen Hungerstreiks Kommandant der republikanischen Häftlinge war und sich am vehementesten für einen erneuten Hungerstreik eingesetzt hatte, war der Erste. Ihm folgten neun weitere in den Tod.

Tommy McKearney war nach dem ersten Hungerstreik zwar geschwächt, aber er bekam mit, was draußen vor sich ging. Die Aktionen der H-Block-Komitees und der erneute Hungerstreik

lösten eine Massenerhebung aus, die bald nicht mehr steuerbar war, auch nicht von der republikanischen Bewegung (die IRA hatte den Hungerstreik anfangs abgelehnt, da er vom militärischen Kampf ablenke). Überall und beinahe täglich fanden Versammlungen, Demonstrationen und Sitzblockaden statt. Die Bevölkerung von Fermanagh/South Tyrone wählte den hungerstreikenden Bobby Sands bei einer Nachwahl im April ins britische Unterhaus, ein anderer Hungerstreikender, Kieran Doherty, wurde im Juni ins Dubliner Parlament gewählt. Nicht einmal während der Blütezeit der Bürgerrechtsbewegung waren so viele Menschen aktiv gewesen.

Das Thema ließ die Öffentlichkeit nicht mehr los, der Kampf um die politische Anerkennung der Gefangenen fand weltweite Beachtung. Die Europäische Kommission für Menschenrechte versuchte zu vermitteln, Europaabgeordnete besuchten Bobby Sands, selbst der Vatikan sandte eine Botschaft. Als Bobby Sands Anfang Mai starb und hunderttausend Menschen in Belfast seinem Sarg folgten, verkündeten US-amerikanische Docker einen Boykott britischer Schiffe. In vielen Städten Europas kam es zu Großdemonstrationen, in Neu-Delhi legten Abgeordnete des indischen Parlaments eine Schweigeminute ein, Regierungschefs kondolierten, an manchen Orten detonierten Bomben vor oder in britischen Einrichtungen.

Das Elend mit der Elite

In Nordirland war die Stimmung ebenfalls explosiv. Der Aufstand dauerte vom Winter 1980 bis in den Herbst 1981. Für Tommy McKearney war das richtungsweisend. Die Solidaritätsbewegung mit den Hungerstreikenden, so sagte er später, habe ihm gezeigt, dass es eine Alternative zum bewaffneten Kampf gab. Obwohl die Häftlinge den Hungerstreik von sich aus beendeten (der Druck der Angehörigen war immer stärker geworden), erfüllte die britische Regierung kurze Zeit später die meisten ihrer Forderungen. Häftling McKearney konnte wieder eigene Kleider tragen, Besuch empfangen, Bücher lesen.

Damit begann sein Studium an der »Universität von Long Kesh«, wie die von den Gefangenen kontrollierten Flügel der

H-Blocks hießen, in denen regelmäßig Vorträge, Debatten, Seminare abgehalten wurden. McKearney wurde langsam klar, dass die Bewegung sich verrannt hatte. Die alten Konzepte waren nicht aufgegangen, Britannien steckte die Verluste an Soldaten und Geld scheinbar mühelos weg, auch der internationale Druck auf London ließ bald wieder nach. Ein Erfolg des republikanischen Kampfes war nicht abzusehen. Als besonders nachteilig empfand McKearney die Verengung der Bewegung, die durch die militärischen Aktionen zur Sache einiger weniger geworden war, zur Angelegenheit einer Elite: »Im Grunde haben wir den Kampf isoliert und auf die Operationen einiger bewaffneter Männer reduziert.«

Dass die alten Konzepte nicht mehr taugten, war auch anderen aufgefallen. Nach dem Ende des Hungerstreiks entwickelte die Sinn-Féin-Fraktion um die ehemaligen IRA-Chefs Gerry Adams und Martin McGuinness eine politische Strategie, die sich an den Wahlerfolgen der Hungerstreikenden orientierte. Die alte Führung und der langjährige Präsident Ruairí Ó Brádaigh wurden abgewählt. Während Ó Brádaigh am Prinzip der Wahlabstinenz festhielt, das eine Beteiligung an Wahlen mit der Anerkennung der Teilung Irlands gleichsetzte, verzeichnete die parlamentarische Linie bald Erfolge: Sinn Féin gewann auf Anhieb die Stimmen eines Drittels der irisch-katholischen Bevölkerung. Die Doppelstrategie von bewaffnetem und parlamentarischem Kampf verleihe dem republikanischen Kampf noch mehr politische Legitimität, argumentierte der neue Vorsitzende Gerry Adams. Der Streit um die Parteilinie führte einige Jahre später (1986) zur Spaltung von Sinn Féin; die

Traditionalisten um Ruairí Ó Brádaigh gründeten eine eigene Organisation, die Republican Sinn Féin (siehe auch Kapitel 11).

Der Riss ging durch die ganze Bewegung bis hinein in die Gefängnisse. Von den damals sechshundert IRA-Häftlingen in Long Kesh lehnten etwa hundert die Adams-Linie ab, unter ihnen Tommy McKearney. Mit Ó Brádaigh war er allerdings auch nicht einverstanden, und so rief er mit dreißig weiteren Gefangenen den Kongress 86 ins Leben. »Wir akzeptierten den neuen Kurs nicht, wollten aber auch keine Fortsetzung der alten militärischen Strategie.« Nach Meinung McKearneys entsprang das Parlamentarismuskonzept der Adams-Führung dem gleichen Elitegedanken, der auch der IRA zugrunde lag: In beiden Fällen galt das Motto »Gebt uns eure Unterstützung, den Rest erledigen wir«, und eben dieses zutiefst undemokratische Konzept verwehrte der Bevölkerung eine eigenständige Rolle im Kampf für eine bessere Gesellschaft. »Das Problem mit dem Parlamentarismus kennen wir doch aus der Geschichte«, sagt McKearney. »Je stärker du auf die Wahlurne schielst, desto inhaltsleerer wird deine Politik. Und sicher ist auch: Im Parlament veränderst du nichts.«

Darüber hätte er gerne mit vielen diskutiert, drinnen wie draußen. Aber es ging nicht, die alten Kampfgenossen rückten von ihm ab. McKearney weiß auch warum: »Uns haben alle Mächtigen dieser Welt kritisiert, beschimpft, verurteilt. Das macht immun, auch gegen Kritik von innen. So wird leicht zum Verräter, wer den gegenwärtigen Kurs der Führung auch nur leise in Zweifel zieht.« Seine Kritik an der parlamentaristischen Strategie hat Tommy McKearney anhand der Lektüre der linken Klassiker entwickelt – James Connolly natürlich, Marx und Engels, auch Lenin, vor allem aber Rosa Luxemburg.

Der Überfall von Loughgall

Long Kesh war McKearneys Hochschule. Nur wenn das Knastregime wieder härter wurde, störten die Wärter sein Studium. Das war beispielsweise im September 1983 der Fall, als achtunddreißig IRA-Häftlingen ein spektakulärer Massenausbruch gelang. Ihre Flucht führte zur größten Menschenjagd, die je im Vereinigten Königreich veranstaltet worden war. Nach einer Woche waren noch immer neunzehn Gefangene verschwunden. Unter den Entflohenen befand sich auch Tommys jüngerer Bruder Pádraig, der zu vierzehn Jahren Haft verurteilt worden war, weil man bei ihm eine Maschinenpistole gefunden hatte. Dass Pádraig McKearney Tyrone wie seine Westentasche kannte, verhalf einem ganzen Trupp zur Flucht in die irische Republik. Sie flüchteten weiter in die USA, McKearney aber blieb in der Region, und er blieb aktiv. Bis zu jenem Abend des 8. Mai 1987, an dem zwei IRA-Einheiten fünf Meilen östlich von Moy einen Bagger klauten, einen Sprengsatz in die Schaufel hoben und zu dem leer stehenden RUC-Gebäude in Loughgall fuhren. Als der Bagger den Zaun durchbrach, ging ein Trommelfeuer los. Ein Großaufgebot der britischen Armee, darunter drei Dutzend Soldaten des Sondereinsatzkommandos SAS, hatte ihnen aufgelauert. Alle acht IRA-Mitglieder starben im Kugelhagel, ebenso ein Autofahrer, der zufällig in der Nähe war. Die IRA von Tyrone verlor an diesem Abend mehrere außerordentlich erfahrene Kämpfer, einer davon war der 32-jährige Pádraig McKearney.

Pádraigs Tod beschäftigte Tommy McKearney lange. Dass Informanten das IRA-Kommando verpfeiffen haben, gilt als erwiesen. Aber andere Fragen blieben offen. Warum waren hier die wichtigsten IRA-Leute der Region gemeinsam im Einsatz? Gerüchten zufolge waren sie der Aktion zuvor sehr skeptisch gegenübergestanden. Aber warum fuhren sie dann trotzdem los? Warum griffen die Briten, die die gesamte Baggerfahrt beobachtet hatten, nicht früher zu? Warum wurde kein Versuch unternommen, die Männer zu verhaften? Und hatte sich denn tatsächlich alles so abgespielt, wie es die britische Armee verbreiten ließ? Der Vorgang war

schließlich nie öffentlich untersucht worden. »Der Staat ist doch rechenschaftspflichtig«, sagt Tommy McKearney. »Er muss begründen können, wenn er etwas tut. Und er muss lückenlos aufklären, wenn er den Menschen das höchste Gut, nämlich ihr Leben, raubt.« Solange ein Staat das nicht tue, könne er keine Loyalität erwarten.

Ein Jahr nach diesem Massenhinterhalt kam es anlässlich einer Gedenkveranstaltung der republikanischen Bewegung zum Eklat. An sieben Gräbern hielt der ehemalige IRA-Führer und heutige Unterhausabgeordnete Martin McGuinness die Gedenkansprache, doch an Pádraigs Grab durfte er nicht reden. Tommy hatte aus dem Gefängnis heraus Einspruch erhoben, und auch seine Schwester Margaret McKearney schickte aus Dublin einen Protestbrief. Margaret war in den siebziger Jahren vom britischen Geheimdienst und von Scotland Yard als »gefährlichste Terroristin des Vereinigten Königreichs« gejagt worden. Die Behörden hatten so lange mit dem Finger auf sie gezeigt, bis ein loyalistisches Killerkommando den Hinweis aufgriff. Im Oktober 1975 erschossen Mitglieder der UVF ein älteres Ehepaar namens McKearney, weil sie es für die Eltern von Margaret hielten. Das ermordete Ehepaar trug jedoch lediglich den gleichen Namen.

1991, im vorletzten Gefängnisjahr, ließ sich Tommy McKearney in die nordirische Vollzugsanstalt Maghaberry versetzen. Er hatte sich aufgrund seiner Kritik an Sinn Féin von der IRA losgesagt und war in Long Kesh aus der IRA-Gefangenenorganisation ausgetreten, was gar nicht goutiert worden war. In Maghaberry saßen neben den nichtpolitischen Häftlingen auch jene ein, die sich mit den britischen Behörden arrangiert hatten oder aus anderen Gründen nicht mehr den Kommandostrukturen der Paramilitärs unterstanden. Und weil es in Maghaberry keine Trennung zwischen republikanischen und loyalistischen Gefangenen gab, lernte er bald Dissidenten der anderen Seite kennen.

Hier erfuhr er auch vom Schicksal seines dritten Bruders, Kevin: Obwohl dieser nie etwas mit der IRA zu tun gehabt hatte, wurde sein Metzgereibetrieb Anfang 1992 von einer UVF-Schwadron überfallen. Kevin war sofort tot, sein Onkel erlag den Schussverletzungen drei Monate später. Im September des gleichen Jahres wurden dann Kevins Schwiegereltern Opfer eines UVF-Anschlags. »Auf die wahllosen Angriffe der loyalistischen Killertrupps hat die republikanische Bewegung nie eine Antwort gefunden«, sagt er heute.

Das dritte Leben

Nach siebzehn Jahren Haft wurde Tommy McKearney 1993 dann entlassen. »Es war schon ein merkwürdiges Gefühl, wieder draußen zu sein«, sagt er, und manchmal sei es auch ganz schön peinlich gewesen. Etwa wenn er Leute wiedertraf, die ihn früher versteckt hatten und an deren Namen er sich partout nicht mehr erinnern konnte. »Die dachten wahrscheinlich, ich wolle von ihnen nichts mehr wissen.« Bei Patricia aber fand er Halt, und bald hatte er auch in einer Ziegelei in Monaghan einen Job als Baggerfahrer. »Angestellte werden gefragt, wo sie die letzten zwanzig Jahre verbracht haben, bei Arbeitern ist das nicht so wichtig«, erzählt er. Auf dem Bagger jedenfalls hatte er Zeit zum Nachdenken, so wie früher im Knast. Nach der Arbeit betreute er Exsträflinge, und 1998 gründete er mit anderen das Ex-Prisoners Assistance Committee Expac, eine Hilfsorganisation für ehemalige Gefangene. Wer bis zu zwanzig Jahre im Gefängnis verbringt (das ist viel länger, als ein Lebenslänglicher in Britannien sitzen muss), für den beginnen nach der Entlassung neue Schwierigkeiten. Viele haben – wie McKearney – vor ihrer IRA-Zeit nicht viel gelernt, es gibt für sie kaum Jobmöglichkeiten; zudem ist meist ihr altes Beziehungsnetz zerstört, die ehemaligen Frauen oder Freundinnen haben sich anderweitig orientiert; und von den Sicherheitskräften werden sie schikaniert wie eh und je. Nicht einmal eine Auswanderung kommt in Frage: Die Behörden der USA, das

klassische Emigrationsziel der IrInnen, verweigern den weniger prominenten republikanischen Exhäftlingen die Einreise.

Hat sich das alles denn gelohnt? Was für eine Frage! »Wir sind doch keine Buchhalter, die Kosten-Nutzen-Rechnungen anstellen«, sagt McKearney. Außerdem sei es viel wichtiger, zu schauen, dass die nächste Generation nicht gleich wieder in einen Krieg stolpere und in die gleiche Sackgasse renne. Die republikanische Bewegung brauche eine Alternative, »die sich weder auf den militärischen Kampf noch auf das elitäre Konzept einer parlamentarischen Vertretung stützt«. An die Stelle elitärer Grüppchen müsse eine Massenbewegung treten, in der es keine Geheimverhandlungen gibt, sondern offene, demokratische Politik. Eine Bewegung wie damals, mit Sit-ins, Demonstrationszügen, Blockaden und Kundgebungen. Eine Illusion vielleicht in diesen Zeiten, aber die Illusion eines Mannes, der weiß, dass es solche Bewegungen in den letzten Jahrzehnten in Nordirland mehrfach gegeben hat, und der fest überzeugt ist, dass die Voraussetzungen für eine Massenmobilisierung weiterhin vorhanden sind: Denn immer noch gibt es Armut und Unterdrückung, und immer noch stehen britische Truppen im Land. Der gegenwärtige Kurs der Sinn-Féin-Spitze, da ist er sich sicher, geht in die falsche Richtung: »Weshalb sollte die große irisch-nationalistische Front von Belfast über Dublin bis Washington zu einem vereinigten und dann ausgerechnet auch noch sozialistischen Irland führen? Warum sollten die konservativen Parteien im Süden und die teilweise noch reaktionäreren irisch-amerikanischen Politiker in den Staaten eine progressive Bewegung unterstützen, die nicht nur die Briten, sondern auch das irisch-katholische Establishment beseitigen will?«

Ob sein Modell einer solidarischen, demokratischen, humanen, säkularen Gesellschaft je eine Chance haben wird, weiß er nicht. Aber er unternimmt nun einen weiteren Anlauf. »Das Ziel von uns Republikanern war doch nicht nur, die Verbindung zwischen Irland und Britannien zu kappen«, sagt er, »wir wollten immer auch eine bessere Gesellschaft schaffen.« Voraussetzung dafür sei Aufklärung. Und weil das mit Zeitungen halt immer noch am besten geht, hat er Anfang 2000 mit anderen Sinn-Féin-kritischen Exhäftlingen das republikanische Diskussions- und Theoriemagazin »Fourthwrite« gegründet: »Wir müssen herausfinden, was wann warum falsch lief und wie wir es künftig besser machen können«, sagt er. »Ideen sind wichtiger als Waffen«, heißt es im Editorial der ersten Ausgabe von »Fourthwrite«, in der auch ein Beitrag von Stephen King, einem engen Berater des neuen nordirischen Premiers David Trimble, steht. Die Sicht der anderen Seite ist dem Grenzgänger Tommy McKearney wichtig, da sie auch der eigenen Positionsbestimmung dient: Im Sommer 2000 lancierte er zusammen mit loyalistischen Exgefangenen aus Maghaberry eine weitere Zeitschrift: »The Other View«. Vielleicht klappt es ja doch noch mit der Veränderung von unten.